

1. Kurz vor Toresschluss

Die Intuition hat in der Philosophie eine schlechte Presse. Wir befassen uns also mit einem Kellerkind, auch wenn es uns ständig überreden will zu glauben, da unten liege ein Schatz verborgen. Mit diesem Schmutzkind soll man nicht spielen – falls doch, möge man sich hinterher bitte die Hände waschen. Weil der Autor glaubt, das müsse absolut nicht sein, hat er dieses Buch geschrieben.

Als Einstieg mag die Bemerkung von Andreas Dorschel hilfreich sein: „Man nennt die Vorurteile, die einem lieb sind, Intuitionen, und die Intuitionen, die man nicht ausstehen kann, Vorurteile; die Wahl der Worte ist nichts weiter als rhetorische Übung.“ (Dorschel 2001, 172) Damit sind Intuitionen zum Objekt aller Aufklärungskünste erklärt: Sie verpacken das Altbekannte so schön, dass es wie neu aussieht, und sorgen dafür, dass wir an den Gitterstäben unserer Dummheiten schon nicht rütteln werden. Warum tun sie das?

Was ist an der Intuition so verführerisch? Sie ersetze kluges Denken durch dumpfes Raten. Sie suche ja gar nicht nach Wissen, sondern glaube, es immer schon gefunden zu haben und aus irgendeiner verborgenen Tasche kramen zu können. Faulheit, Feigheit, Unmündigkeit – seit Immanuel Kant wissen wir, wer die Feinde der Aufklärung sind. Während sich die Kritik mit den unangenehmen Seiten des Lebens beschäftigt, mache die Intuition gerade Urlaub. Sie surfe auf modischen Wellen oder belege Taucherurse, um in angeblich tiefen Gedanken zu baden.

Intuitionen feierten also ihr Fest des leichtfertigen Denkens. Schön dekoriert ist alles, bleibt aber hohl und ist nur aufgeputzt. Allzu gern fielen die Festgäste auf die ausgelassene Stimmung herein, allzu schutzlos seien sie jedem cleveren Verkaufstrick ausgeliefert. So pumpe sich die Intuition mit Ideologien auf oder führe in die versklavende Magie der Warenwelten. Ihre Gläubigen oder die Kunden wüssten vor aller Begeisterung nicht, wie ihnen geschieht. Intuitionen würden planmäßig nach intriganten Konzepten zusammengebracht – während sie jedem vorgaukelten, ihr Gepäck sei Originalware aus den Tiefen seiner Seele. Alles sei bestimmt einmalig und trage das Qualitätssiegel des geheimen, höheren Sinns.

Vor hundert Jahren stand die Intuition noch ganz anders da. Sie beanspruchte ihren Platz auf den vornehmen Rängen des Denkens. Wo sie sich regte, sollten neue, unerhörte Gedanken sprießen und im vollen Sonnenlicht zur Welt finden. Unkritisch wollte sie nicht

sein, auch wenn viele sich auf den Flügeln der Intuition lieber in den Hochgebirgsäther des Denkens versetzten als in den alltäglichen Niederungen das Neue aufzuspüren. Das musste man nirgendwo lange suchen. Die Revolutionen der Fertigungstechniken und die Expansion der Märkte spülten Modewaren und Glühbirnen in den Alltag, konfektionierten Möbel, boten Kunst als Massenware oder Fotoapparate für jedermann. Das Gefühl, die eigene Generation lebe ein Leben, das ihren Eltern unvorstellbar war, verdichtete sich zum Stolz auf den Fortschritt. Die staunenden Blicke in den Himmel der Doppeldecker und Zeppeline – sie liefen den Sternen den Rang ab.

Die Verlockungen und Versprechungen der Zeit lieferten Wissenschaft und Technik zu. Doch galten sie den Verfechtern der Intuition, die sich laut zu Worte meldeten, immer weniger. Sie empfanden die moderne Welt als kaltherzig und unpersönlich. Daran änderten auch die massenhaft kursierenden Erzählungen nichts, die den Wissenschaftler oder Techniker zum neuen Helden der Intuition erklärten. Inmitten eines rationalen Forschungsbetriebes war es eben das besondere Etwas, gemixt aus einer Prise Zufall und einer Portion Genie, das einen Robert Koch, einen Ignaz Semmelweis, der als Mediziner im 19. Jahrhundert im Kampf für Hygienestandards seine Reputation aufs Spiel setzte, einen Friedrich August Kekulé, der als Chemiker wichtige Erkenntnisse zur Molekülstruktur chemischer Verbindungen gewann, oder einen Albert Einstein von der Masse der Menschen unterschied, die in weißen Kitteln ihrer genormten Detailarbeit im Labor nachgingen.

Die moderne Welt beschleunigte die Zeit. Fotografische Techniken zeigten kleinste Bewegungsmomente, die zuvor keinem menschlichen Auge sichtbar waren. Innovationen hetzten sich und krepelten das Leben in immer schnelleren Wellenbewegungen um. Wechselnde Moden, durch die neuen Fertigungs- und Reproduktionstechniken bis in die letzten Winkel getragen, erklärten alles zur Beute ihrer Zeit. Keine Weltanschauung hielt mehr ein Leben lang. Die Kultur stand unter dem Zeichen des blendend Neuen, hinter dem der kalkulierte Verfall die Müllberge füllte. Mode wurde zum Zwang, haben und wollen zu müssen, was der Nachbar noch nicht hat – und gleichzeitig zu wissen, man trete in einen bleibenden Wettlauf ein.

Das blieb nicht unkommentiert. „Wozu das Ganze?“, fragte sich eine stark anwachsende Schar von Kritikern. Die Rationalität, die

alles in diesen fatalen Gang brachte, hatte wenig zu tun mit dem, was sie sich als ein gutes Leben vorstellen konnten. Kann man aus dem sich immer schneller drehenden Karussell aussteigen? Bedeutende Gegenbewegungen wuchsen in der Kunst, der Literatur und in der Philosophie heran. Einige Philosophen igelten sich in ihren Bibliotheken ein und priesen die ewigen Werke und Werte. Andere suchten in der Anbindung an die Wissenschaft ihr Heil. Wiederum andere schärften mit philosophischen Argumenten ihre Klingen gegen den Zeitgeist und viele gingen auch ins Theater.

„Geist, zu scharf, ist Geistlosigkeit;
Feigheit, aufgeknospet, Bosheit;
[...]
Weißt du, was bedeutet: leben?“

fragt Peer Gynt in Ibsens Theaterstück und gibt gleich selbst die Antwort:

„Dies: Den Zeitstrom schweben
Unbenetzten Schuhs zu Tal
Als sein eigenst Ideal.“ (Ibsen 1991, 91)

Der Philosoph Henri Bergson dachte über das Wesen der Zeit nach und stand in Opposition zu seiner Zeit. Seine Studie zu Zeit und Gedächtnis (Bergson 1982) hatte ihm internationale Anerkennung eingetragen. Am 10. April 1911 wagte er sich mit dem Vortrag *Die philosophische Intuition* auf den Katheder des Philosophenkongresses in Bologna (Bergson 1948a). Dort erklärte er, die Philosophie sollte nicht alles auf die Karte der diskursiven Verkomplizierung setzen. So wisse man nur immer mehr von immer weniger. Am Ende führe das zu nichts und blähe nur die Bibliotheken mit Unsinn auf. Wer einfacher denke, gerate wieder auf Tuchfühlung mit dem Leben und werde das Staunen lernen. Befreit man den Geist aus den Fesseln begrifflicher Zwänge und feinziselierter Theoriearchitekturen, dann gewinne er seine Spontaneität zurück. Er schöpfe wieder aus einer ungeheuer produktiven Quelle: der Intuition.

Bergson machte das gleich vor. Wie man denn Intuition genau definieren solle, das wisse er auch nicht. Sie spuke durch die ganze Philosophiegeschichte und bislang sei es selbst den größten Denkern nicht gelungen, eine „Formel“ dafür zu finden. Sollte man dann besser schweigen? Nein, sagte Bergson, und brachte zusam-

men mit dem Thema der Intuition eine neue Sprache in die Philosophie ein. Ihr metaphorischer Reichtum, ihre tastenden Bewegungen, ihre künstlerischen Wendungen trugen viel dazu bei, dass die breitere Öffentlichkeit seine Gedanken begeistert aufnahm, während Fachphilosophen bisweilen über hartnäckige Verdauungsbeschwerden klagten.

Bergson präsentierte der Zunft eine Umschreibung: „[...] was wir erfassen und festlegen können, das ist ein gewisses, zwischen der Einfachheit der philosophischen Intuition und der sie ausdrückenden Fülle der Abstraktionen vermittelndes Bild, ein flüchtig aufleuchtendes Bild, welches vielleicht ihm selber unbewusst, ihm dauernd nachgeht, ihn wie ein Schatten durch alle Windungen seines Gedankens verfolgt [...]“ (Bergson 1948a, 128). Diese Sätze sind nicht weniger komprimiert als ein Begriff, der vieles in sich abstrakt vereinigt und fokussiert. Sie beschreiben auch sehr schön, wie die impressionistischen Maler die Welt sehen. Mit lockerem Pinselstrich beleben sie Welten von Farben und Formen, getaucht in das flirrende Licht, das harte Objekte zu Spielen der visuellen Phantasie auflöst und Atmosphären schafft, die Intuitionen befreien und in der diese sich äußerst wohlfühlen. Es ist eine beinahe taktile Nähe zur Welt ohne besitzergreifenden Gestus, die auch Bergson umschreibt: „[...] die Materie und das Leben, welche die Welt erfüllen, sind ebenso sehr in uns, die Kräfte, die in allen Dingen wirken, fühlen wir auch in uns [...]. Die philosophische Intuition ist dieser innere Kontakt [...]“ (Bergson 1948a, 144; vgl.: Horkheimer 1968, 67).

Bergsons Intuition blitzt im Moment auf und hat dennoch eine, womöglich lebenslang virulente, Geschichte. Sie zeigt sich als springender Punkt und ist trotzdem in einer Dauer verankert, die die gesamte Zeit des Menschen mit einem Sinn durchzieht, der klarer und einfacher eben nicht auszudrücken ist. Wäre Intuition nur, wie oft behauptet wurde, ein momentanes Wetterleuchten ohne diese Verankerung in der Dauer, dann würde sie sich nach ihrem kleinen Budenzauber rückstandslos wieder verziehen. Niemand würde ihr Fehlen vermissen. Sie hätte auch nichts mitzuteilen. Intuitionen zeigten, Bergson zufolge, das Gegenteil, denn sie sind Teil der alles durchdringenden treibenden Lebenskraft. „Die Dauer“, schrieb Bergson später, „wird sich als das offenbaren, was sie tatsächlich ist, nämlich fortdauernde Schöpfung, ununterbrochenes Hervorquellen von Neuem.“ (Bergson 1948b, 28) Die sie bewegende Lebenskraft nennt Bergson den *Élan vital*.

Intuition, innere Dauer und *Élan vital* sind Grundworte von Bergsons Philosophie. Erst ihre systemische Verknüpfung ergibt einen vollständigen philosophischen Grundsatz: „An Stelle von starren Zuständen, die sich nur äußerlich berühren und einer Reihe von nebeneinander gesetzten Worten entsprechen, tritt hier die unteilbare und daher substanzielle Kontinuität des inneren Lebensstromes. Intuition bedeutet also zunächst Bewusstsein, aber ein unmittelbares Bewusstsein, eine direkte Schau, die sich kaum von dem gesehenen Gegenstand unterscheidet, eine Erkenntnis, die Berührung und sogar Koinzidenz ist.“ (Bergson 1948c, 44)

Die Intuition durchbreche dabei mitunter die Schranken zum Unbewussten. Bergson sah seine Idee einer „integralen Erhaltung der Vergangenheit“ durch die Nachweise bestätigt, die die Psychoanalyse Sigmund Freuds beisteuern konnte (vgl.: Bergson 1948c, 92). Die Intuition integriert unbewusste Inhalte, spreche aber nicht die Sprache des Unbewussten. Sie ist auf gute Nachbarschaft mit der Intelligenz angewiesen. Intuition „ist mehr als Idee; sie wird sich jedoch, um sich mitzuteilen, der Idee bedienen. Wenigstens wird sie sich vorzugsweise den konkreten Ideen zuwenden, die noch einen Anflug von Bildhaftigkeit besitzen.“ (Bergson 1948c, 58)

Hätte man diese Sätze Bergsons genauer und mit mehr Sprachgefühl gelesen, wäre ihrem Verfasser mancher Vorwurf erspart geblieben. Bertrand Russell, selber kein Feind der Intuition, warf Bergson vor, eine anti-intellektuelle Philosophie auf dem Niveau billiger Werbesprüche zu veranstalten (Russell 1980, 762 und 764). Prüfen lassen sich solche blumigen Sätze nicht – wobei wir wieder beim traditionellen Vorwurf wären, solche Intuitionen wären schön herausgeputzte Vorurteile.

Der Vorwurf des Irrationalismus wurde gegen Bergson fast reflexartig erhoben, und mancher Kritiker mühte sich, ihm immer neue Seiten anzugliedern. Theodor W. Adorno konzidierte, es gebe emphatische Erfahrung, in der nicht „zu verleugnen ist, was bei Bergson Intuition heißt [...]“. Man dürfe das aber nicht hypostasieren – was Bergson nach unserer Lesart nicht tut – und folge einer schlechten Ideologie, wenn man in diesen Akten „eine absolute, vom diskursiven Denken durch einen ontologischen Abgrund getrennte Quelle der Erkenntnis“ ausmache (Adorno 1996a, 52 f.). Dagegen ist zu betonen, dass Bergson die Anschlussfähigkeit von Intuition und diskursiver Intelligenz stets eingefordert hat, dabei

aber auf die Revolution der philosophischen Sprache gesetzt hat. Dieses Zeugnis stellte ihm Paul Valéry in seiner Gedächtnisrede aus: „Hier zeigt sich die ganze Größe von Bergsons Genie. Er hatte den Mut, der DICHTUNG ihre Zauberwaffen zu entleihen und deren Kraft mit der Genauigkeit zu verbinden, von der abzurücken ein in den exakten Wissenschaften geschulter Geist nicht zulassen kann.“ (Valéry 1989a, 153)

Die Intuition ist keinesfalls fehl am Platze, wenn man versucht, Philosophie als exakte Wissenschaft neu zu formulieren. Edmund Husserls Phänomenologie schrieb sich das vor hundert Jahren auf ihre Fahnen. Viel zurückhaltender, jedoch von keinesfalls geringer paradigmatischer Bedeutung, erklang ihr neues Loblied. Die wahre Methode helfe, das Wesen der Dinge zu erschauen, „wie es sich in der Intuition wirklich gibt, das lebendig strömende Bewusstseinsleben und das in ihm Bewusste in seiner konkreten Lebensfülle [...]“. (Husserl 1992b, 147) Das klang nach Bergson und meinte doch etwas ganz anderes. Husserl wollte sich keinesfalls dem Bergson'schen *Élan vital* überlassen.

Ganz andere Revolutionen seien in der Philosophie nötig; auch die Logik gehöre umgekrempelt, lehrte Edmund Husserl. Eine neue Logik und Erkenntniskritik sollten entstehen – ohne dem Irrationalismus das Wort zu reden, den die Zeitgenossen Bergson vorwarfen. Nüchtern wollte Husserl begründen, dass die Intuition in jeder Dingwahrnehmung ein Dingschema erfasse (vgl.: Husserl 1992a, 350). Die Erkenntnis des Wesens der Dinge komme nicht durch sukzessive Vergleiche oder addierende Berechnung zustande. Die Intuition leiste das wahre Kunststück, die abstrakte Wesensschau und das konkrete Erlebnis in einem Moment zu verklammern.

Was wir erfahren, mag vage und verworren sein; philosophisch lässt sich das nur im Nachhinein klären. Husserls Phänomenologie bedient sich keiner introspektiven Methoden; sie will die Tiefenstruktur des Bewusstseins deskriptiv herausarbeiten. Es geht darum, die Formen der geistigen Tätigkeit zu verstehen, die „anonym“ oder „latent“ in unseren Erfahrungen zum Ausdruck kommen. (vgl.: Marbach 1996, 140). Dabei ist es völlig unerheblich, wer die Erfahrung macht und worum es im konkreten Einzelfall geht. Husserl geht es allein darum, die phänomenologischen Gesetze aus ihr zu gewinnen. Sie werden intuitiv erkannt und leuchten unmittelbar ein.

Für Husserl bleibt das „Prinzip aller Prinzipien“ an die Intuition gebunden: „dass jede originär gebende Anschauung eine Rechtsquelle der Erkenntnis sei, dass alles, was sich uns in der „Intuition“ originär, (sozusagen in seiner leibhaften Wirklichkeit) darbietet, einfach hinzunehmen sei, als was es sich gibt, aber auch nur in den Schranken, in denen es sich da gibt, kann uns keine erdenkliche Theorie irre machen.“ (Husserl 1992a, 51)

Beruhigend für die Sinnsucher seiner Zeit: Husserl versicherte, selbst in einer immer chaotischeren Gesellschaft gingen die souveränen Ordnungen der Welt gar nicht verloren. Stets bleibe ihre Erkenntnis möglich und die Intuition stünde mit allen guten Geistern der Erkenntnis im unkorumpierbaren Bunde. Wer die Gesetze der Phänomenologie kenne und beachte, nehme Teil an der Bewegung der Philosophie, reine Wesenheiten und nicht etwa zufällige Dinge zu erfassen. Dem vereinzelt Menschen wie den vielen in der Menge, den verängstigten Menschen wie den großen Projekteschmieden der Zeit, den hoffnungslos verplanten Menschen wie ihren bürokratischen Verplanern – ihnen allen verspreche die Wesensschau, dass sie die Welt richtig sehen und ihr Wesen erkennen können.

„Wesen war“, kommentiert Theodor W. Adorno, „das Lieblingswort des Jugendstils für die schwindsüchtige Seele, deren metaphysischer Glanz einzig dem Nichts, der Abkehr vom Dasein entspringt. Ihre Schwestern sind die Husserlschen Wesenheiten, phantasmagorische Spiegelungen einer Subjektivität, die in ihnen, als ihrem ‚Sinn‘, zu erlöschen hofft.“ (Adorno 1996a, 97) Am Ende bleiben Subjekt wie Objekt ausgeklammert. An ihre Stelle treten Wesen, die in keiner der Welten Gewicht haben.

Bergson und Husserl stützen sich auf eine Philosophie der Intuition, verstehen darunter aber etwas diametral Verschiedenes. Wird, so wäre zu fragen, das Lebelement der Intuition Bergsons nicht geradezu abgewehrt durch die Reduktion, die Husserls Ansatz prägt? Aber das hieße ja, man mache sich besser darauf gefasst, auf fundamentale Gegensätze zu stoßen, sobald man der Intuition in der Philosophie nachgeht. Damit hätte sie schon in der ersten Runde das angestammte Image verloren, aus irgendeinem transzendenzverdächtigen Abseits nur zu liefern, was nach dem Sandelholz einer harmoniesüchtigen Metaphysik riecht.

Bergsons kluger Zug, nicht mit einer Definition, sondern mit dichten und vielschichtigen Beschreibungen der Intuition zu ar-

beiten, gilt auch diesem Buch als roter Faden. Ebenso die Erfahrung, dass das Thema der Intuition einen weiten Bogen schlägt, der Kunst und Wissenschaft, Literatur und Philosophie, Psychologie und soziologische Zugangsweisen einfordert. Die Unruhe, die die Intuition immer wieder stiftet, ist am besten in der Form des Essays darstellbar – dem Unruhe-Stil par excellence, schwankend zwischen Begriff und Existenz wie auch zwischen Versuch und Kritik. Intuition und Begriff sind seine Nachbarn seit den Tagen seiner Erfindung in Montaignes Turm und in Lord Bacons Schreibstube vor gut 500 Jahren.

2. Wenn das Es über dem brodelnden Kessel denkt

Woher kommen unsere Gedanken? Sie steigen auf wie die Düfte, die uns zwar nicht zeigen, aber doch zumindest ahnen lassen, was unter dem Topfdeckel vor sich hin köchelt. Die kleine Prise eines Gewürzes hinzugefügt – schon gaukeln wir uns ein ganz anderes Essen vor. Ein Blatt Oregano lässt die Alpen verschwinden und wir atmen die Würze Italiens. Neurologische Forschungen könnten das Quantum zu bestimmen suchen, das für unser wechselndes Urteil benötigt würde. Wie viel Oregano braucht es, um nach Italien zu kommen? Daraus ließe sich ein Schwellenwert ableiten und eine Minimalkonzentration bestimmen. Die muss also erreicht sein, damit die Schwelle überschritten wird und ein Reiz zu einer Reaktion führt. Die Idee klingt mechanistisch, hat aber Generationen von Forschern beflügelt.

Johann Friedrich Herbart führte zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Begriff der Schwelle in die Psychologie ein, Gustav Theodor Fechner entfaltete 50 Jahre später ihren Bedeutungsreichtum: Bleibt ein Reiz unterhalb einer Intensitätsschwelle, wird er nicht bewusst (vgl.: Sachs-Hombach 1993, 264 f.). Was passiert mit den vielen zurückgebliebenen Empfindungen, die es nicht bis in die Empfangsräume des Bewusstseins schaffen? Sie harren in finsternen Kellern aus und werden jede Chance nutzen, sich an erfolgreichere zu heften und auf ihrem Buckel zum Licht des Bewusstseins aufzusteigen. So lange bilden sie so etwas wie ein unbewusst-murmeldes Geflecht, das Stimmungen schwanken lässt und merkwürdige Assoziationen befeuern kann.

Bevor ein Gedanke in den Kopf kommt, hat er eine bedeutende Strecke Weges durch ein Gelände zurückgelegt, das unserer bewussten Registratur verschlossen bleibt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde es zur Mode, sich in diesen unwegsamen Bereich vorzuwagen. Von derartigen Expeditionen in das Dunkel des letzten unerforschten Kontinents, glücklicherweise ganz nah gelegen, brachte man die Bestseller mit. Die bewussten Gedanken verdächtigte man bald leichthin, sie seien ja bloß die zweite Wahl und spielten sich nur deshalb auf, weil die ganze Zivilisation ihrer Rationalität auf den Leim gegangen sei. Interessant wäre ja gar nicht, was sie ausdrücken und wie das in korrekte Begriffe gepackt und begründet werde. Wesentlich sei, was sie verschweigen und selber gar nicht mehr wahrhaben wollen.

Wer nun allzu stolz auf sein bewusstes Denken pochte und dessen klare Logik rühmte, lief Gefahr, von Autoren wie Adolf Bastian scharf zurechtgewiesen zu werden. Seine *Beiträge zur vergleichenden Psychologie* aus dem Jahre 1868 setzten mit dem Fanfarenstoß ein: „Dass nicht wir denken, sondern dass es in uns denkt, ist demjenigen klar, der aufmerksam auf das zu sein gewohnt ist, was in uns vorgeht.“ (Bastian, zit. n. Hartmann 1890, Bd. I, 34) Also: Es ist jedem Aufmerksamen klar. Es bedarf keiner rational verquirlten Begründung. Es denkt in uns. Modeströmungen machten die psychophysische Welt unterhalb der Schwelle zum Spekulationsobjekt. Ein wenig Spürsinn reicht ihrer festen Überzeugung nach aus, dann ginge die Schranke hoch und das fremde Land des Unbewussten liege vor unseren Augen wie die Urwälder und Steppen im inneren Afrika.

Ihren Gipfelpunkt fand die Feier des Unbewussten und seiner oft verwirrenden Mitteilungen in Eduard von Hartmanns *Philosophie des Unbewussten*. Dort wurde eine Seele gefeiert, die unbewusst für uns die wertvollste Arbeit erledige. Sie lasse Intuitionen über die Schwellen hüpfen, die uns Erkenntnisse wie reife Früchte in den Schoß werfen (vgl.: Hartmann 1890, Bd. I., 34 und 347) Am intimsten kannten sich Künstler und Denker in diesem Intuitions-gewerbe aus. Aufgrund der sprunghaft anwachsenden Forschungen sei es längst dem Verdacht entrissen, hier würden nebulöse Weltbilder gepredigt und die Ideen der Aufklärung verlacht. Alles sollte ganz anders sein: Das Licht der Aufklärung schein gerade in der Dunkelheit des Unbewussten und komme von dort in die Gedanken eines jeden, der die Botschaft verstanden hätte.

Gewöhnliche Talente verließen sich, berichtete Hartmann, auf bewusst gewählte Kombinationen. Es werde ihnen nie gelingen, wirkliche Originale zusammenzustoppeln. Genies werden von ihrer plötzlichen Empfängnis heimgesucht. Ihr Finden ist wie ein Traum und das Werk ist eigentlich schon fertig, bevor der Griffel gespitzt ist. Der Leser werde, obwohl nicht Mozart, sicherlich gern bestätigen, dass ihm solches auch schon geschehen sei (vgl.: Hartmann 1890, 241 f.). Den Künstlern und Denkern verdanke man ja die eindrucklichsten Zeugnisse und Beschreibungen von Intuitionen und von ekstatischen Inspirationen – so schrieb es auch der Wiener Philosophieprofessor Friedrich Jodl in sein *Lehrbuch der Psychologie* (Jodl 1916, Bd. I, 122).

Gewichtige Verkünder des „Es denkt“ waren schnell gefunden. Friedrich Nietzsche stand im Zenith seiner postmortalen Karriere